

Verbundkatalog Kalliope

In: Die Sammlung. Jg. 1, H. 10, S. 557-559

Jean Cocteau: La Machine Infernale.

Mann, Klaus

Juni

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

DIE SAMMLUNG

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT
UNTER DEM PATRONAT VON *ANDRÉ GIDE*
ALDOUS HUXLEY · HEINRICH MANN
HERAUSGEGEBEN VON *KLAUS MANN*

1. JAHRGANG

10. HEFT

JUNI 1934

INHALT:

GOLO MANN Wallenstein und die deutsche Politik
ALFRED DÖBLIN Jakob Wassermanns letztes Buch
JEAN COCTEAU Das Phantom von Marseille
JEAN COCTEAU Poèmes écrits en Allemand
MAX HOCHDORF Die Maffia Staviski
WICKHAM STEED Das Ende der Illusionen
WOLFGANG HELLMERT Portrait mit Spiegel
PAUL WESTHEIM Rinnsteinkunst
KLAUS MANN Hermann Kesten, Der Gerechte
HANS MÜHLESTEIN Die Erde bebt....
GLOSSEN

QUERIDO VERLAG · AMSTERDAM

JEAN COCTEAU: LA MACHINE INFERNALE

Das Theater ist tot. Es lebe das Theater! — jenes nämlich, das übrig bleiben wird, wenn der Film dem blossen Unterhaltungstheater das Schicksal bereitet hat, das es verdient: die Vernichtung. Was dann aufs überraschendste wiederhergestellt sein wird — Phönix, der aus der Asche steigt —: es wird das wirkliche Theater sein, das legitime, welches den Prozess der Besinnung, den heute kaum begonnenen, hinter sich hat. Auf was soll es sich denn besinnen? Auf sich selbst; auf seine „Privilegien“ — wie Cocteau es formuliert —; auf seinen Ernst und auf seinen Witz; auf die Tragödie — und aufs Kasperltheater; auf seine Buntheit, seine Naivität, seine Tiefe. Seine „Privilegien“ begreifen den Mummenschanz, das kindisch Juxhafte in sich ein; und sie reichen hoch hinauf ins moralisch feierlich-Pathetische. — Cocteau, Fanatiker der reinen Kunstformen, will kein „filmisches“ Theater machen; will kein „literarisches“ Theater machen. Er will Theater machen, schlechthin. — Er nimmt den unvergänglich tragischen Stoff, und er nimmt das Burleske; er schreibt Monologe — wie den der Sphinx im zweiten Akt —, die klirren und funkeln und aufsteigen, eine Rakete, eine Wortfontäne —; aber hinter den Monolog, der Dichtung ist, stellt er auch noch den Beleuchtungseffekt, wie in der kindlichen Zauberoper strahlt er auf, ist ein bunter, bewegter Glorienschein um das Haupt des redenden, beschwörenden, zürnenden, verlockenden Schicksals.

Die Aufführung des Stückes „La Machine Infernale“ in der pariser Comédie des Champs Elysées ist der stärkste Eindruck, der für mich von einer Theaterbühne seit Jahren gekommen ist.

Der unsinnige Aberglaube, geistiges Theater müsse langweilig sein, ist widerlegt: das Dichterstück, das Theater der Dichtung, wird zum hinreissenden Spektakel. — Es ist eine glanzvolle Aufführung; die Dekorationen von Christian Bérard tragen einen grossen Teil zu ihrem Glanze bei; die Schauspieler, unter der Leitung von Louis Jouvet, sind durchweg vorzüglich. Pierre Renoir spielt den Tiresias, in einen Kapuzenmantel gehüllt, mit der schauerlichen Rüstigkeit des grimmen, wissenden, alles durchschauenden Greises; die Jokaste der Madame Régnier ist schauspielerische Leistung, die in tausend überraschenden Nuancen schillert; Jean-Pierre Aumont hat für den Ödipe einen hochfahrend jüngerlinghaften, ungeduldig siegesbewussten, plötzlich in Zärtlichkeit hinschmelzenden oder in Angst aufflackernden Ton.

Cocteau hat sich immer auf das Zusammenarbeiten verstanden; er ist nicht nur ein grosses Talent, er war immer auch ein Magnet für andre grosse Talente. — Um was geht es in diesem hinreissenden Spektakel? Um das Letzte, Ernsteste, Eigentlichste: um das Schicksal. Denn nichts anderes ist die Machine Infernale. Ihr ist verfallen Ödipe, der Held und das Opfer. Das Schicksal möchte ihn entschlüpfen lassen; es flirtet mit ihm, kommt als junges Mädchen mit schmalen bezaubernden Augen, diese Mädchen-Sphinx will ihm das bittere Vorbestimmte ersparen, Nemesis hat Mitleid mit ihm und mit sich selbst, aber gerade so zwingt sie sich und ihn zur Erfüllung des fürchterlichen Gesetzes, gerade so vollendet sie das gnadenlos Bestimmte: höchst komplizierter und höchst logischer Vorgang. Ödipus tritt auf als der ruhm-süchtige Knabe; er will nur leben und, wenn möglich, König sein. Die Sphinx müsste ihn töten — so glaubt sie selbst. Aber sie schlägt sich selber — sich, dem Schicksal — ein Schnippchen: sie verrät dem Knaben die Lösung des Rät-

sels, die er allein nicht gefunden hätte; so rettet sie ihm das Leben, auf dass sein weiterer Verlauf in unerbittlich festgelegter Weise sich vollziehen kann. Ödipus, der seinen Vater versehentlich und ohne es zu wissen getötet hat, muss auch noch seine Mutter heiraten — die himmlisch-höllische Maschine arbeitet mit gewaltiger Präzision. Der Knaben-Held, der das Schicksal überlistet zu haben meint, ist der Betrogene: sein Triumph treibt ihn in die Arme der Mutter, er wird empfangen von einer zerfahrenen und lüsternen Jokaste, in inzestuöser Brautnacht gehören sie sich. Diese Liebesscene — Kernstück des dritten Akts —, in der das hochzeitliche Glück ständig in die Zärtlichkeit zwischen Mutter und Sohn hinüberspielt, diese Liebesscene, deren stummer Zeuge die Wiege ist, in der Jokaste, die Mutter, einstens Ödipe, das Kind, gewiegt hat, ist vielleicht die schönste des Dramas. Wie hilflos und rührend ist da die Umarmung dieser beiden ins Schicksal Verstrickten — denn verstrickt ist auch Jokaste, im buchstäblichen Sinn des Wortes: von Anfang an wird sie verfolgt und geängstigt von der Schleppe ihres eignen Gewandes, in die sie sich verwickelt, über die sie stolpert; (dieses grotesk-tragische Requisit spielt eine ähnliche Rolle wie in Cocteaus Einakter „La Voix Humaine“, die Schnur des Telephonapparats, in die sich die verzweifelt Liebende verfängt). Es ist dieselbe Schleppe, an der die Königin sich erhängen wird, da alles vollendet ist, da sie alles weiss. Sie ist tot, der Fluch ist erfüllt; nun darf sie wiederkommen, gnädig verwandelt, alle Zerfahrenheit, alle Lüsternheit ist von ihr genommen, sie ist nur noch die Mutter, ihre Stimme ist rein, zusammen mit Antigone, die zugleich ihre Tochter und ihr Enkelkind ist, geleitet sie den blind und sehend gewordenen König, den Geliebten, den Sohn hinweg über die Scene, die so viel Entsetzen schaute, in seine Verdammnis, in seine Glorie. Das Antlitz des schuldig-Unschuldigen, das ar-

me Menschenantlitz, des König Ödipus ist blutüberströmt. Das Blut ist sehr sorgfältig mit Schminke aufgemalt, wahrscheinlich nach genauem Entwurf des Malers Bérard. Aber mit welcher Rührung sehen wir dies christushafte Angesicht! Mit welcher Erschütterung lauschen wir dem feierlichen Ausklang der Tragödie. Sie hatte sich, um uns am Schluss so sehr zu rühren, der verschiedenartigsten Mittel bedient: aller theatralischen Mittel. Ein magischer Apparat hat gearbeitet; Zauberapparat, zaubrischer Apparat. Mit dem dichterischen Wort zusammen ergab er das tiefsinnige und zerstreuende, das erschütternde, schreckliche, komische, das belehrende und tröstliche, das immer festliche, niemals veraltende, das ehrwürdig traditionelle und verblüffend neue Spiel.

K. M.